



Krötenregen

Marion Leuther

Marion Leuther

Krötenregen

Roman

zwischen||räume

1. Kapitel

Ich, männl., 41, 189, NR, NT, attr., erfolgr.,
sportl., suche süße Maus, attr., anschmiegs.,
gerne groß, schlank, bild., für leidenschaftl.,
verlässl. Beziehung. Bin ein Mann, der einer
Frau viel zu bieten hat: Die ganze Welt z.B.!
Kinder nicht erwünscht, Zuschriften nur mit Bild.

Gelösch: egozentrischer
Macho

Gelösch: militanter
Nichtraucher

Gelösch: Abstinenzler

Gelösch: rechthab

Gelösch: arrogant

Gelösch: keinen Widerspr.
duldsam

Kommentar [LP1]: blöd?
blind? – blond!

Gelösch: Trophäenfrau

Gelösch: die mir im Bett sagt,
was für ein toller Hengst ich bin

Gelösch: und ansonsten die
Schauze hält

Kommentar [LP2]: , damit
ich deine Oberweite
abschätzen kann

Gelösch: Ich will auch keine
Kinder, die mein sauer
verdientes Geld auffressen und
meine bild. Ische von meinem
megagroßen Ego ablenken.

„Ich kann heute nicht kommen. Die Pollen.“

Angelika schniefte in ihr Taschentuch. Sie benutzte nur Stofftücher, das hatte Stil, wie ich fand. Ich stellte mir vor, wie sich das beige Taschentuch mit Angelikas Nasenschleim vollsog. Das beige mit dem Spitzenrand war ihr das Liebste, wie sie mir anvertraut hatte. Doch konnte ich über die Farbe ihres Schnupftuches am Telefon nur rätseln.

„Deine Stimme klingt ganz gut“, sagte ich vorsichtig, nachdem Angelikas Schnaubattacke vorüber war. „Könntest du nicht doch vorbeikommen? Wenigstens für eine Stunde? Ich erstickte in Arbeit und ohne dich ...“

„Ausgeschlossen“, näselte meine Assistentin. „Du weißt, wie empfindlich meine Nebenhöhlen sind. Wenn ich mich jetzt dem Pollenflug aussetze ... Nicht auszudenken! Bis ich bei dir ankäme, wären meine Augen so entzündet wie die von Kaninchen, diesen Karnickeln mit der Augenkrankheit ... Wie heißt sie noch gleich?“

„Myxomatose“, sprang ich ihr gegen meinen Willen bei.

Mein Brustkorb krampfte sich zusammen. Ohnmacht, Hilflosigkeit und Angst, diagnostizierte ich. Ein Zustand, der mich in letzter Zeit häufiger überfiel.

„Diese verdammten Pollen.“ Angelika schniefte. „Fallen über einen her wie eine Kosakenhorde. Aber wenn die schlimmste Zeit erst vorüber ist ...“

Die schlimmste Zeit ging nie vorüber, und das wussten wir beide. Einmal hatte ich eine Liste aller Substanzen erstellt, gegen die Angelika allergisch war:

Hausstaub. Katzenhaare. Bienenstich (der Stich des Insekts, nicht der gleichnamige Hefekuchen – aber der vermutlich auch). Birke. Gräser (ganz schlimm). Ambrosia (wuchs auf Brachflächen und Schuttplätzen – was hatte Angelika auf Schuttplätzen verloren?) Milchprodukte. Obst (außer Bana-

nen, aber die bereiteten Angelika Verstopfung). Zigarettenqualm. Reinigungsmittel ...

Ich hatte bereits eine Seite vollgekritzelt, als mir einfiel, dass ich keine Listen mehr schreiben wollte. Besonders peinigten mich die Muss-ich-noch-erledigen-Zettel. Sie gaben mir das Gefühl, unzulänglich zu sein. Nie schaffte ich es, sie vollständig abzuarbeiten. Und es stapelten sich so viele auf meinem Schreibtisch:

- Auftragsliste meiner liebesbedürftigen und/oder sexhungerigen Klienten
- Berufsbedingtes: Homepage aktualisieren (Fehleralarm! PC-Doktor anrufen!); Marketingstrategien entwickeln (Brauche neue Aufträge. Dringend!)
- Rechnungen schreiben (der einzige erfreuliche Aspekt meiner Arbeit)
- Einkaufslisten
- Außerordentliches: Steuer, Zahnarzt, Friseur etc. (alles gleichermaßen unerquicklich).

„Listen sind was für Analfixierte“, behauptete meine beste Freundin Marie-Louise, als ich ihr in alkoholisiertem Leichtsinn meine Zwangsneurose eingestanden hatte. „Ich schreibe nie etwas auf. Wenn ich etwas vergesse, soll man mich gefälligst daran erinnern.“

Marie-Louise besaß zahllose Angestellte, die ihr wichtige Dinge ins Gedächtnis riefen und die unwichtigen für sie erledigten.

„Nur Feiglinge lassen sich von Listen terrorisieren“, sagte Marie-Louise, und stieß ihr furchterregendes Lachen aus.

Ich wollte kein analfixierter Feigling sein. Also schob ich umgehend meine Listen zu einem Packen zusammen, und zerriss sie gleich darauf feinsäuberlich. Ich warf die Papier-

setzen in die Luft, sie segelten zu Boden wie Konfetti. Einen Moment lang fühlte ich mich wie ein freier Mann. Doch auf den seligen Rausch folgte sogleich ein böser Kater.

Der Gedanke an Listen erschöpfte mich; ebenso wie die Aussicht, den Vormittag allein zu bestreiten. Angelika war gut am Telefon. Ruhig, bestimmt, einfühlsam. Und tüchtig. Sie vergaß nie etwas. Angelikas Hauptaufgabe bestand darin, mich an den beiden Telefonsprechtagen gegen jeglichen Kontakt zu meinen Kunden abzuschirmen.

Die Wanduhr zeigte 8:45 Uhr. In einer Viertelstunde musste ich ... Nadeln stachen durch meine Brust.

„Ich schaffe es nicht ohne dich.“

Die Hoffnung starb bekanntlich zuletzt. Doch sie starb.

„Keine Chance“, sagte meine Assistentin.

„Vielleicht am Donnerstag?“

Ich hasste mich dafür, dass ich bettelte.

„Wir werden sehen.“

Angelika schniefte ein letztes Mal und legte auf.

Tief einatmen! Ausatmen! Wie ich es im Meditationsseminar gelernt hatte. Rausgeschmissenes Geld, wenn man mich fragte. Ich ging in die Küche und setzte Wasser auf. Ein Orangenblütentee konnte, nein, musste mich beruhigen. Da klingelte das Telefon.

Ich hasste die Stimme sofort.



Ich, männl., 41, 189, NR, NT, attr., erfolgr., sportl., suche süße Maus, attr., anschmiegs., gerne groß, schlank, bld., für leidenschaftl., verlässl. Beziehung. Bin ein Mann, der einer Frau viel zu bieten hat: Die ganze Welt z.B.! Kinder nicht erwünscht. Zuschriften nur mit Bild!

Ich, Claudius, Kaiser und Gott.

Die Annonce erinnerte mich spontan an eine britische Fernsehserie aus meinen Kindertagen. Claudius besaß eine abscheuliche Behinderung. Verwachsen? Klumpfuß? Er hinkte, zuckte und stotterte sich durch die Serie, dass es einen erbarmte. Als wäre er nicht genug gestraft, galt er auch noch als geistig zurückgeblieben. Andersfähig, wie man heute sagen würde. Ein römischer Imperialist mit Inselbegabung. In Wahrheit spielte er nur den Idioten, um am Leben zu bleiben. Eine kluge Strategie angesichts des Intrigenwirrwarrs, der um die Thronfolge Roms entbrannt war. Unversehens stieg das zerfurchte, sorgenvolle Fernseh-Gesicht des Kaisers vor meinem inneren Auge auf. Doch worum es in der Geschichte genau gegangen war? Meine Mutter hätte es mir sagen können. Sie hatte diese Serie geliebt. Unvermittelt sah ich sie auf dem Wildledersofa im Wohnzimmer sitzen. Ein Glas Rotwein auf dem Tisch, der Wollkorb zu ihrer Rechten, ich zu ihrer Linken. Das Klackern der Stricknadeln zwischen ihren Fingern ...

Ich drückte das Telefon an mein Ohr, es fühlte sich verschwitzt an. Das Telefon, nicht das Ohr. Oder vielleicht doch das Ohr.

„Was sagen Sie zu meiner Anzeige?“

Die Stimme durchbrach die Stille meines Arbeitszimmers wie die Streitaxt in der Hand eines plündernden Wikingers.

Ich drehte mich dem mannshohen Spiegel zu. Er hing an der Tür, die mein Büro vom Wohnzimmer abtrennte. In einer Zeitschrift hatte ich gelesen, dass Menschen, die beim Telefonieren lächelten, als sympathisch wahrgenommen wurden. Wer lächelt, transportiert eine positive Grundhaltung in das Ohr seines Gesprächspartners, hieß es. Das Problem war nur, dass ich keine positive Grundhaltung besaß, die ich hätte transportieren können. Oder wollen. Ich starrte mein Spiegel-

Ich nieder. Um mich in Arbeitsstimmung zu bringen, verfasste ich in Gedanken eine Kontaktanzeige für mich selbst:

Mann, 44, 178, ohne BBB (Brille, Bauch, Bart), dafür mit zahlreichen Neurosen, lichtem Haar und Augen von einem verschwommenen Blau. Bekleidet mit einem Hemd, gebügelten Jeans und unbequemen Lederschuhen. Sieht nach einem Haufen Probleme aus. Der Eindruck trägt nicht.

Mein Spiegel-Ich wirkte so verzerrt, als litte ich an einem Magen-Darm-Virus. Ich lächelte. Das Bruststechen hörte abrupt auf.

„Hallooo! Sind Sie noch da?“, fragte die unerträgliche Stimme.

„Natürlich. Ich denke gerade über Ihre Anzeige nach“, log ich.

Ich, egozentrischer Macho, militanter Nichtraucher, Abstinenzler, rechthab., arrog., keinen Widerspr. duldend, suche Trophäenfrau, bld. (blöd? blind? – blond!), die mir im Bett sagt, was für ein toller Hengst ich bin und ansonsten die Schnauze hält. Ich will auch keine Kinder, die mein sauer verdientes Geld auffressen und meine bld. Ische von meinem megagroßen Ego ablenken. Zuschriften nur mit Bild, damit ich deine Oberweite abschätzen kann.

„Ich-Botschaften kommen gut an“ sagte ich. „Doch ein *Ich* gleich zu Anfang kann auf Frauen abschreckend wirken, es klingt dominant, unsensibel ...“

„Die Anzeige ist super.“

Der Anrufer, Uwe Felsenstein, klang eingeschnappt. „Sollte ich noch reinschreiben, dass ich Manager eines weltweit führenden Unternehmens bin? Oder ist das zu angeberisch?“

Die ganze Anzeige ist angeberisch, dachte ich. Und du selbst bist sicher nur Abteilungsleiter eines popeligen Unternehmens, von dem kein Schwein je gehört hat.

„Davon würde ich abraten. Manager sind nicht allzu beliebt.“ Ich räusperte mich. „Mein Tipp wäre, den Schwerpunkt der Anzeige zu verändern. Die Kernelemente sind ja schon da“, fügte ich rasch hinzu.

Ein Kunde war ein Kunde, und in meiner Lage durfte ich nicht wählerisch sein.

„Gerne schreibe ich Ihre Annonce zielgruppenspezifisch um. Die vielen Abkürzungen sind schwer verständlich und signalisieren ...“

Ich rang um ein weniger brüskierendes Wort für Geiz.

„Wissen Sie, was mich eine ausgeschriebene Anzeige kostet?“, fragte Felsenstein.

Ich überlegte, ob ich darauf antworten sollte. Da vernahm ich in meinem Rücken ein böses Zischen. Ich erstarrte.

Schlagartig sah ich eine Giftschlange vor mir, die heimtückisch über einen Mosaikboden schlängelte. Die Eingangssequenz von *Ich, Claudius, Kaiser und Gott*. Der Schreck peitschte mein Gedächtnis zu Höchstleistungen an. Auf einmal fiel mir vieles wieder ein. Die Männer waren zumeist arme Hanswurst gewesen. Die Frauen hießen Livia, Messalina oder Agrippinilla, mit Seelen schwarz wie die Hölle. Erstklassige Giftmischerinnen unter ihnen, sie lächelten bezaubernd, während sie ihre Feinde vernichteten.

Das Zischen klang jetzt lauter, wütender. Ich verortete das Geräusch in der Küche. Da fiel mir ein, dass der *überhebl., unang. Manag.* angerufen hatte, als ich gerade das Teewasser aufsetzte. Der Wasserkocher hatte seine besten Tage längst hinter sich. Brauchte ewig, um in Fahrt zu kommen, überhitzte sich und schaltete sich nicht mehr von alleine ab. Des

Öfteren nahm ich mir vor, einen neuen zu kaufen. Vergaß es aber gleich wieder, weil ich keine Listen mehr erstellte, die mich an solche Dinge erinnerten.

Die Stimme zeterte unvermindert in mein Ohr. „... Cent pro Zeile!“

„Versuchen Sie es doch bei einer Online-Partnervermittlung.“

„Hab’ ich schon. Die zocken einen ja noch schlimmer ab!“

„Ich kann Ihnen Partnerschaftsbörsen empfehlen, die ein halbwegs faires Preis-Leistungs-Verhältnis bieten.“

„Kriegen Sie wohl Prozente für, was?“

Auf die Idee war ich noch gar nicht gekommen. Was regte sich dieser Schreihals eigentlich so auf? Eine Frau zu unterhalten kostete wesentlich mehr, als eine zu suchen: Essenseinladungen, Kino, Reisen, Kleider – und dann noch der ganze emotionale Stress.

„Da haben Sie Recht! Wissen Sie, was Frauen einen kosten?“

Erschrocken stellte ich fest, dass ich meinen letzten Gedanken ausgesprochen hatte. Nun verwandelte sich Felsensteins Tonfall, wurde schmeichelnd, männerbündlerisch. *Frauen, man kann nicht mit ihnen, aber auch nicht ohne sie.* Ich konnte ausgezeichnet ohne Frauen. Nur eben nicht mit ihnen. Nicht seit Brigitte ...

Ich konnte den Gedanken nicht zu Ende denken, da mich das Zischen des Wasserkochers jetzt unerträglich drangsalierte.

„Darum dachte ich, ich probiere es mal auf die konventionelle Tour“, dröhnte das Felsgestein. „Da steh’n die Weiber doch drauf, oder?“

„Das hängt von der Frau ab.“

Hoffentlich kriegst du die Partnerin, die du verdienst. Ein Miststück, das dich bis auf die Unterhosen auszieht. Finanziell, nicht sexuell natürlich.

„Okay. Peppen Sie meinen Text auf“, sagte Felsenstein, als täte er mir einen unverdienten Gefallen. „Ich will ihn in einer Stunde auf meinem Bildschirm sehen.“

Bastard.

Ich fühlte mich zerschlagen. Gleichzeitig raste mein Puls. Erschöpfung, gepaart mit innerer Unruhe, diagnostizierte ich. Das Telefon läutete erneut. Sofort schaltete ich den Anrufbeantworter ein. Ich brauchte dringend eine geschmeidige Person, die mir das Telefonieren abnahm. Doch konnte ich Angelika nicht einfach ersetzen. Sie würde es mir nie verzeihen. Schlimmer noch: Sie würde dafür sorgen, dass *ich* es mir nie verzieh. Doch so ging es nicht weiter.

Ich könnte die Sprechstundentage reduzieren. Die Idee munterte mich sofort auf. Ich würde nur noch den Dienstag anbieten. Dann hätte ich die Tortur bereits Anfang der Woche hinter mir. Dafür wäre mir aber das Wochenende vergällt, weil mir da bereits vor dem Dienstag grauste. Also der Donnerstag. Ja, der Donnerstag fühlte sich richtig an.

Mit neuem Schwung nahm ich mir die Mails vor. Klickte mich durch Anfragen, durchdrungen von Sehnsucht und hoffnungsvoller Verzweiflung. Ich schickte die korrigierte Felsenstein-Anzeige ab. Zehn Minuten nach Ablauf des Ultimatums, mehr konnte ich an gewaltlosem Widerstand nicht aufbringen.

Der Tee war unterdessen kalt geworden. Die Orangenblüten schmeckten faulig. Mein Ohr pochte. Das Telefonohr. Mein Zeigefinger glitt wie von selbst über die vernarbte Kuhle neben dem Gehörgang. Erneut stürzte ich in die Untiefen meiner Kindheit.

Mein Vater saß im Lehnstuhl, um sich schon allein räumlich von der in seinen Augen schundliebenden Familie abzugrenzen. Meine Mutter starrte gebannt auf den Fernseher.

Livia (Messalina? Agrippinilla?) heckte gerade eine neue Intrige aus. Die Finger meiner Mutter beschäftigten sich abwechselnd mit ihrem Rotweinglas, dem Strickzeug oder zauten mein Haar. Die meiste Zeit verstand ich gar nicht, was sich auf dem Bildschirm abspielte. Doch dass sich etwas Unerhörtes ereignete, begriff ich schon. Ich kuschelte mich an meine Mutter, geschützt vor den Blicken des Vaters, der sich hinter seiner Zeitung verschanzte. Meine jungen, empfindlichen Ohren vernahmten zwar das Rascheln, aber nie, wie eine Seite umgeschlagen wurde. Ich linste zu meiner Mutter hoch. Ob sie merkte, dass Vater nur so tat, als lese er? Doch sie blickte starr geradeaus in die Röhre.

Gerhard Petzold war kein Mann, der mit seinen Ansichten hinter dem Berg hielt. Hin und wieder verließ er die Deckung und entlarvte sein Zeitungsgeraschel als bloßes Gehabe.

„Dieses Miststück“, sagte er. Oder: „Die würd’ ich auch nicht von der Bettkante stoßen.“

Gisela Petzold ließ beim ersten Laut ihres Gatten die Stricknadeln fallen und presste beide Hände auf meine Ohren. Einmal jedoch ...

Das Telefon riss mich aus dem Abgrund. Diesmal läutete es aus dem Wohnzimmer. Es gab nur eine Person, die meine private Telefonnummer besaß. Ich seufzte und hievte mich vom Bürostuhl hoch. Eilte durch den Flur, so schnell es mein lädiertes Bein zuließ, ins Wohnzimmer – und stürzte dort über das Rosenholz-Bänkchen. Marie-Louise hatte es mir von einer ihrer Reisen – Baltikum, Tokio, Neu-Delhi? – mitgebracht. Das Bänkchen machte mich stets missvergnügt, es lauerte hinter der Tür wie ein hinterhältiger Kobold; doch Marie-Louise wäre empört, wenn ich es in die hinterste Zimmerecke verbannte.

„Marie-Louise“, sagte ich in den Hörer.

Mit der freien Hand rieb ich mein schmerzendes Knie. Es hatte ausgerechnet das schlimme Bein erwischt, das ich seit dem schrecklichen Unfall nachzog.

„Leonard, Schätzchen!“, posaunte Marie-Louise. „Wie geht es meinem Lieblings-Schreiberling?“

„Ich bin beschäftigt.“

„Ich weiß. Hab’ den ganzen Vormittag versucht, dich anzurufen. Dauernd war besetzt.“ Sie klang verärgert.

„Wieso rufst du mich auf dem Geschäftsapparat an?“

Die Frage war rhetorisch. Marie-Louise hasste Angelika mit geradezu fanatischem Eifer. Eine Gefühlsaufwallung, die meine Angestellte innig erwiderte. Angelika verströmte Wutswaden, wenn Marie-Louise das Bürotelefon blockierte. Es kostete mich enorm viel Energie, die beiden wichtigsten Frauen in meinem Leben voneinander getrennt zu halten, damit sie sich nicht mit angespitzten Bleistiften die Augen austachen. Leider trug ich an dem Zerwürfnis Mitschuld. Angelika zischte mir einmal zu, sie halte Marie-Louise für eine abgetakelte Schabracke. Ihre Worte waren mir an einem feuchtfröhlichen Abend mit Marie-Louise herausgerutscht. Ich sollte meinen Alkoholkonsum reduzieren. Noch besser wäre, ich ließe mir die Zunge herauschneiden.

„Ich hatte Sehnsucht, dein liebliches Stimmchen zu hören“, sagte Marie-Louise. „Ach, und ich muss dir was Wichtiges mitteilen. Dafür ist jetzt ja wohl Zeit, oder? Bestimmt ist die grässliche Angelika schon abgedampft. Ins traute Heim zu ihrem faden Ehemann und ihren fünfzig Pillendöschen.“

„Angelika war gar nicht da“, sagte ich widerstrebend.

„Dieses arbeitsscheue Weibsstück.“ Marie-Louises Lachen klang gehässig. „Ich verstehe nicht, wieso du sie behältst, Darling. Angelika kostet dich bloß Geld und bringt nichts ein. Wäre sie ein Pferd, hätte man sie längst erschossen. Baff, peng, aus!“

Ich fuhr heftig zusammen.

Marie-Louise redete bereits weiter. „... dich daran erinnern, dass wir Samstag auf eine Vernissage gehen. Von diesem überschätzten Künstler, der nur Waden malt. Sicher wird es scheußlich.“

Ich hielt den Hörer eine halbe Armlänge von meinem Ohr weg.

„... konnte mich nicht früher bei dir melden, Darling ...“

Das Ohr schmerzte grässlich. Ob der Hörkanal verstopft war? Kontaminiert? Entzündet?

„... du mich vermisst?“

Gespräche mit Marie-Louise besaßen einen unschlagbaren Vorteil: Ich brauchte nie auf den Subtext zu achten. Sie hatte keinen. Bei ihr gab es keinen Hintersinn, keine verborgenen Absichten – und kein Entrinnen.

„Natürlich habe ich dich vermisst“, log ich.

In Wahrheit hatte ich die Atempause genossen. Zu viel Marie-Louise war schlimmer als eine Überdosis Koffein. Ein Leben ohne sie wäre hingegen furchtbar fade. Außerdem brauchte ich Marie-Louise. Bedauerlich, aber so verhielt es sich eben.

„Wo hattest du dich versteckt?“, fragte ich pflichtschuldig.

„Ich musste mich einem kleinen medizinischen Eingriff unterziehen.“

Der muntere Tonfall wollte nicht zu ihren Worten passen.

Leberzirrhose. Lungenkrebs. Herzoperation. Meine Mutter war an einem Tumor gestorben. Seither rechnete ich mit dem Schlimmsten, wenn jemand neben mir nur nieste. Angelikas Niesen ausgenommen. Die stete Sorge um meine Angestellte hätte mich aufgefressen.

„Etwas Ernstes?“

„Ach wo.“ Sie lachte ihr tiefes, grollendes Marie-Louise-Lachen. „Es war ein positiver Eingriff. Äußerst zufriedenstellend. Geradewegs zukunftsweisend.“